# Nebraska
# Staats-Anzeiger und Herold.

Jahrgang 30. Grand Island, Nebr., 28. Januar 1910. Zweiter (Theil.) Nummer 23.


## Großes und Kleines.

Der hellste der sichtbaren Sterne
Ist wahrlich der größte noch nicht;
Der Glanz wird bedingt durch die Ferne;
Je näher, je größer das Licht.

Was oftmals als klein wir betrachten,
Das ist nicht so klein wie es scheint,
Und was wir als niedrig verachten,
Steht höher, als wir es gemeint.

Man urtheilt so gern nach dem Scheine
Und deshalb höchst selten gerecht;
So finden wir gro oft das Kleine
Und gut, was wir hielten für schlecht.

## „Wo du hingehst" . . .

Skizze von Hilde Meinecke.

Marit, die Studentin, war bei Großmama zu Besuch.

Die alte Dame hatte sich zuerst beinahe gesträubt. Sie konnte ihr doch so gar nichts Amüsantes bieten, und sie mochte nicht, daß sich Marit langweilen sollte.

Aber die hatte gelacht.

Gerade diese Stille that ihr so wohl. Gerade diese Straßen, die so holperig und eng waren, unterhielten sie. Giebelhäuser standen darin, alt und ehrwürdig, mit altmodischen Fenstern und wunderlichen Hausthüren. Dazwischen ein moderner Bau, der so seltsam prahlerisch ihre Reihen unterbrach.

Eine Pferdebahn ging durch die Stadt. An dem alten Rathhaus vorüber und dem Roland, der uralt und ungefüge auf dem Marktplatz stand.

Bei Großmama war es so ruhevoll.

Schon die Diele und die geschnitzten Thüren und die breiten Treppen, die in den Oberstock führten, hatten eine Größe an sich, die sich unwillkürlich fast beklemmend auf die Brust legte, daß man leiser auftrat und seine Stimme dämpfte.

Großmama ging selten aus.

Und Marit saß am liebsten bei ihr im Wohnzimmer.

Es war so still darin. Diese gedunkelten Tapeten mit den Silhouetten in schwarzen, ovalen Rahmen schienen so wenig Stürme gesehen zu haben. Diese Biedermeiermöbel mit den oliogrünen Polstern erzählten so wenig. Nur der Lavendelduft, der aus dem Arbeitstischchen in dünnen Streifen strömte, verwirrte. Aber der gute Großvaterstuhl, der daneben stand, hatte etwas so erlösend Korrektes und Steifes an sich.

Er stand am Fenster, an dem altmodische Gardinen hingen und draußen Spione angebracht waren: runde Spiegelchen.

Marit saß meist in diesem Lehnstuhl und sah in die Spione und die Straße auf und ab.

Es gab wenig zu sehen. Fremde Menschen, die nichts Sonderliches hatten, und Kinder, die ihr Märchenreich durchtobten — und eine Thür im schräg gegenüberliegenden Hause, alt und geschnitzt, mit blanken Messingklopfern, die jeden Nachmittag von einem jungen Manne geöffnet wurde, sehr langsam, mit einer geradezu liebevollen Sorgfalt, die Marit an die eigene erinnerte, mit der sie alles, was sich in Großmamas Hause befand, behandelte.

Er schien selten Eile zu haben.

Und Marit sah ihm nach und freute sich, wie stolz und aufrecht er durch diese altväterische Straße ging.

Nun saß sie Nachmittags immer im Lehnstuhl am Fenster und wartete, bis sich die Thür von drüben öffnete. Und dann hatte auch er sie gesehen — wohl zuerst nichts weiter als flimmerndes Blondhaar und ein feines, schmales Gesicht, aber doch genug, um ihn stutzen zu lassen, um stehenzubleiben und um forschend hinaufzusehen.

Marit zog die Gardine weiter vor und spähte hindurch und sah und sah und fühlte, wie ihr Herz dumpf zu schlagen begann . . . .

Es schlug noch immer so seltsam, noch, als sie Großmama aus der Zinntanne den heißen Kaffee eingoß.

Jeden Nachmittag sahen sie sich nun. Und es war ein neckisches Spiel, das sie trieben, aber gerade darum um so aufregender, weil sie nichts von ihrem gegenseitigen Wesen wußten und sich doch jeder den anderen zärtlich auf seine Art und Weise ausmalte.

Aber Marit fragte doch Großmama um ihn — so ganz beiläufig.

Und Großmama wußte sofort alles. Von den Groß-Großeltern fing sie an, bis sie auf die jetzige Generation kam: daß sie Ungar hießen und als sehr wohlhabend galten; daß sie zwei Söhne hatten, von denen sich der älteste vor der Stadt eine Fabrik gebaut hatte . . . und dann noch mehr über den anderen. Das aber hörte Marit nicht mehr. Sie saß in ihrem Großvaterstuhl, die Arme hinter dem Kopf geschränkt, in einem ungeduldigen Sinnen, wie alles noch kommen würde . . .

* * *

Gott, wie es nebelte! Wie feine, dünne Schleier hing es in der Luft, Schleier, die sich beim Durchgehen theilten und dann wieder lautlos ineinanderschwammen.

Marit wollte Besorgungen machen, aber Großmama war durchaus nicht zum Mitgehen zu bewegen. Diese Luft würde sie tödten und noch Aehnliches, bis Marit allein ging.

Ging durch die kurzen Straßen, an dem Flüßchen vorbei, das so träge und trübe dahinfloß, bis sie an der Breiten Straße war, die von ihrer Meterbreite und den Geschäften und dem Menschenlaufen als Centrum betrachtet wurde.

Und Marit sah die Schaufenster, die durch ihre geschmacklose Farbenpracht imponiren sollten, und sah die Menschen, die vorübergingen, und sah die Laternen grell und fahl aus dem Nebel tauchen und sah — und sah doch nichts . . . . Eine geheimnißvolle Macht schob sie vorwärts, ließ ihr Denken nur um einen Punkt kreisen, um die Hausthür mit den blanken Messingklopfern und dem jungen Ungar, der die Straße hinaufging und der ihr hier begegnen mußte . . . . . mußte . . . . .

Und dann eine Stimme neben ihr. Nur ein paar Worte.

„Mein gnädiges Fräulein, wie gütig ist doch die Vorsehung, die uns hier zusammenführt." . . . .

Sie war wie erwacht. Ihr Gesicht wurde kalt und hochmüthig.

„Pardon . . . daß ich nicht wüßte."

Er lächelte bloß. Solch ein überlegenes, amüsirtes Lächeln. Und dann die Leute, die stehen blieben. Diese Philister!

Sie straffte sich und lächelte nun auch — in einer weisen Selbstironie.

Sie war doch kein Provinzmädchen, und ihr Herz ging so vernünftig ruhig.

Er ging neben ihr, und sie sagte so nebenbei im leichten Neckton: „Nun, aber nur bis zur nächsten Straßenecke!" Und es schien beiden so selbstverständlich, daß sie eine nach der andern übergingen.

Sie sprachen, was zwei Menschen meist sprechen, die ihr Bekanntwerden einleiten — vorsichtig, sondirend, in einem fast ängstlichen Bestreben, sich keine Blöße zu geben.

Er sprach von seinen Reisen, die ihn jahrelang im Ausland gehalten hatten, und von seiner Fabrik, der er seine ganze schaffende Arbeitsfreude gab, sie von ihrem Studium und daß sie die folgenden Semester in England und in Oesterreich zubringen wollte.

Er war so sonderbar. Bei den meisten jungen Männern erregte ihr Beruf Anerkennung, fast eine scheue Bewunderung, bei ihm ein gewisses Erschrecken, das ihr mehr als jede Schmeichelei sagte.

„Welches Fach studiren Sie, meine Gnädigste?"

„Medizin."

„So . . . . . gewiß sehr interessant, aber auch anstrengend?"

Ihre Augen flammten auf.

„Ich möchte es, bei Gott, nicht missen!"

„Aber wenn Sie sich verheirathen würden?" Es war wie ein Tasten, wie ein Vorbeugen, von dem so viel abhing . . . .

„Ich weiß es nicht", sagte sie zögernd, „ich habe noch niemals daran gedacht."

„Ich glaube, es gibt kaum einen Mann", sagte er mit einem dunklen Unterton, „der es ertragen könnte, daß seine Frau sich in noch einem Berufe theilen würde."

Grell beleuchtet, sah sie plötzlich zwei Wege vor sich, zwei Wege, die gleich wundervoll und lockend waren und zur Höhe führten.

„Ich weiß es nicht", murmelte sie beklommen, „ich weiß es nicht" . . . .

Das war ihre erste Begegnung. Und es folgten noch viele ihr nach.

Sie trafen sich häufig und gingen in dem Bürgerpark spazieren, der neu angelegt war und so lächerlich kleine Bäume hatte, oder in dem Forst, der sich hinter der Stadt meilenweit hinzog.

Er sprach nie von seiner Liebe, aber sie fühlte sie in tausend beredten Kleinigkeiten, die sie unsagbar beglückten und traurig machten, denn es schien ihr unmöglich, in dieser Kleinstadt ihr Leben zuzubringen. Sie konnte es sich einfach nicht denken. Sie brauchte den ganzen aufreizenden Großstadttrubel, das Durcheinander von Lärm, Benzinduft und elektrischen Lichtern, um darin niederzutauchen und emsiger und freudiger mit den Kollegen zu schaffen.

Und mitten aus diesem Gedanken heraus, wie ein Aufschrei: „Ernst Ungar!" Und sie ging in Gedanken zu ihm und gab sich ihm und war nichts als Weib. Aber sie hatte ein Gefühl dabei, als schließe sich in ihr ein leuchtender Strom . . . .

Draußen raste der Herbststurm straßauf, straßab.

Die Lampe stand auf dem Tisch mit der olivengrünen Decke und malte einen gelben, warmen Schein.

Marit hatte sich den Großvaterstuhl vom Fenster ganz dicht herangerückt und hatte die Hände im Schooß gefaltet.

Großmama strickte. Lautlos gingen die Nadeln. Und die Louis-XIV.-Uhr auf der Nußbaumkommode tickte . . .

„Großmama, du" . . . . . So verquält tropfte es in die Stille, daß die alte Frau verwundert den Kopf hob, auf dessen Silberscheitel ein schwarzes Spitzenhäubchen saß.

„Ja, Kind, was ist?"

„Wie lange lebst du nun schon hier?"

„Es werden so fünfzig Jahre sein."

Marit schloß die Augen. Großer Gott, so lange . . . . so lange in dieser Stadt, in diesem Haus, immer dieselben Menschen! . . . . . Und sie sah sich plötzlich selbst: alt, silberhaarig, in fünfzig Jahren.

„Oh! Und du hast dich niemals fortgesehnt?"

Großmama lächelte. Ganz jung wurde ihr Gesicht.

„Wie sollte ich das? Im Sommer reisten wir zwei Monate auf's Land oder ins Bad, und die übrige Zeit verging so schnell. Sie war voll von Glück und Leid. Ich bin alt darüber geworden."

Dann wieder Schweigen, das sich wie Lasten auf ein fragübervolles Herz legt.

„Die meisten Frauen geben in ihrer Ehe ihren vorigen Beruf auf. Aber was hältst Du von denen, die ihn weiterführen, Großmama?"

„Das läuft nie gut aus. Jeder Beruf fordert eine starke, einheitliche Hingabe. Man kann nie zween Herren dienen."

Marit starrte im Zimmer umher. Es war so ruhig. Jedes Stück stand steif und gerade. Nirgends gab es eine verschnörkelte Linie, die diese Leidenschaftslosigkeit unterbrach.

Großmama sah sie an, und Marit senkte die Augen. Aber die Greisin fragte nicht, zu ihr mußte man kommen . . . Und einen Augenblick empfand es Marit wie eine Erlösung, der Großmama alles zu berichten und von ihrer gütigen Stimme getröstet zu werden . . . .

Aber sie seufzte nur und stand auf und trat an das Fenster.

In Ungars Haus wurde die Thür geöffnet. Ernst Ungar trat heraus und sah zu ihr hinüber und sah wohl ihren Schatten und wartete.

Diese Stille hier! Diese Stille auf der Straße! Wie eine Lohe überfluthete sie die Sehnsucht nach Ungar . .

„Großmama, ich möchte noch einen Brief zur Bahn bringen!"

„Ja, Kind geh, aber beeile dich, damit es nicht zu spät wird."

Und dann stand sie auf der Straße und athmete tief auf und lachte ganz leise, als der Sturm ihre Kleider peitschte.

Sturm! Sturm! Sie wäre am liebsten mit ihm Wette gelaufen oder hätte jubelvoll aufgeschrieen, daß ihre Worte, von dem Winde zerrissen, umherflatterten.

Jubelvoll? Warum? Warum? Weil Ernst Ungar so schlank und vornehm dort stand und seine Augen wie zwei Sonnen aus seinem Gesicht leuchteten? Weil er im Weitergehen so siegessicher ihren Arm nahm? . . . .

Er sprach nicht viel, nur: „Ich wußte, daß Sie kommen würden."

Sie nickte. Ja, ja, und der Großstadtlärm stieg vor ihr auf wirr, grell, unschön, in fieberhaftem Treiben, in trampfhafter Gier nach Geld, Geld. . . . . Sie schmiegte sich dichter an ihn. Und er drückte leise und innig ihre Hand.

Wie die Sterne flimmerten! Sie standen wie Kirchenlichter, wie Kirchenlichter in den katholischen Kirchen vor den Altären der „Mater dolorosa". . . . .

„Dort steht meine Fabrik", sagte er und wies auf ein langgestrecktes Gebäude, „und dort, dahinter, hart am Walde, werde ich mein Haus bauen, unser Haus, Marit!"

Sie standen auf freiem Felde. Zurück die Stadt, zur Seite die Fabrik und dahinter der Wald, der sich lang und wuchtig zog.

Sie sah umher mit einem langen versonnenen Blick. Und sie that einen Schritt zu ihm und reichte ihm beide Hände mit einem leichten Kopfsenken: „Wo du hingehst, da werde ich auch hingehen . . ."

---

Kaum hat Kaiser Wilhelm sich durch seine angebliche Enthaltsamkeit die Gunst unserer Prohibitionisten gewonnen, so stellt es sich heraus, daß er Miteigentümer einer Brauerei ist und daraus recht anständige Dividenden bezieht. Nun ist er wieder „unten

---

Die stille Sehnsucht erfüllt sich, nicht die stürmische. Denn die erstere ist stärker, weil sie weniger Irrtum erhält.

## Ein Schacht durch die Erde.

Die Männer der Wissenschaft haben vor Jahrhunderten gefunden, daß die Erde sich um eine Achse drehe, daß sie wie ein durch einen Stoß in Umdrehung versetzter Ball rotirt, der aber nicht wie eine Miniaturerde von wenigen Zoll Durchmesser nach kurzer Zeit seine Drehungs-Geschwindigkeit einbüßt, sondern immer, unermüdlich, jahrtausendelang die Drehung fortsetzt. Bisher haben wir noch keinen augenscheinlichen Beweis dafür erbringen können, daß die Drehungsgeschwindigkeit unseres Planeten sich im Laufe der Zeit vermindert hätte, obwohl dies wahrscheinlich und möglich wäre. Nach den Berechnungen der Astronomen dreht sich unsere Erde täglich gleichmäßig in 23 Stunden, 56 Minuten, 4 Sekunden einmal um ihre Achse. Man hat diese Zeit auf 24 Stunden abgerundet und bezeichnet sie als einen Tag, der scheinbar in ewiger Gleichmäßigkeit andauert. Es ist aber sehr wahrscheinlich, daß auch die Erde zeitweilig Beeinflussungen in ihrer Umdrehungsgeschwindigkeit erfährt, die aber so unbedeutend sind, daß sie uns nicht auffallen und keinen merklichen Einfluß auf den Wandel der Tage zurücklassen.

Schon vor längerer Zeit wurde einmal berechnet, daß der Wechsel von Ebbe und Flut wie eine Bremse auf unsere Erde wirke, die dadurch allmählich eine Einbuße an Geschwindigkeit erleidet. Dies hätte zur Folge, daß der Tag immer länger werden müßte, daß er von Jahrtausend zu Jahrtausend merklich zunimmt und daß infolgedessen auch das Jahr sich weiter als jetzt erstrecken würde, wenn die rotirende Erde auf ihrer Bahn stetig verlangsamt fortschreitet. Gründliche Leute haben darüber Berechnungen angestellt und gefunden, daß vor 56 Millionen Jahren der Tag kaum viel mehr als ein Viertel so lang gewesen sei als heute, daß er damals nur 6 Stunden 50 Minuten gedauert habe. Die Drehung der Erde muß daher in grauer Vorzeit mit noch rasenderer Geschwindigkeit erfolgt sein als nun und durch die Einwirkung der Sonne, der übrigen Gestirne, der Ebbe und Fluth und durch Erdbeben müßte ihre Umdrehung sich allmählich verlangsamt haen. Dies geschieht im Jahre in so geringem Maße, daß 2500 Jahre vergehen müssen, ehe der Tag sich um eine Sekunde verlängert. Seit der Gründung Roms hätte daher der Tag um eine Sekunde zugenommen. Dies ist aber in unserem Zeitmaß so wenig merklich, als wenn ein Stäubchen zu einem Sandberg gelegt würde. Erst nach Hunderttausenden von Jahren kann das stete Anwachsen dieser Verlängerung des Tages fühlbar werden, für Generationen aber bleibt er scheinbar immerwährend gleich.

Und noch eine zweite Veränderlichkeit des Tages müßte ebenso zu beobachten sein, wie es erst vor kurzer Zeit wieder bei der Sonne geschah. Durch eingehende Rechnungen und Untersuchungen konnte festgestellt werden, daß die Sonne sich in den Jahren 1891 bis 1901 rascher um ihre Achse drehte als jetzt, daß sie damals sogar um sieben Stunden früher ihre Umdrehung ausführte, als nun. Diese merkwürdige, vom Astronomen Schneller festgestellte Erscheinung ist zweifellos nicht allein auf die Sonne beschränkt: sie wird wohl bei allen Himmelskörpern vorkommen und auch die Erde ist diesen Einflüssen, die eine Verlangsamung oder Beschleunigung der Umdrehung veranlassen, nicht entrückt. Auch sie dreht sich während der verschiedenen großen Schwankungen wohl ebenfalls mit veränderter Geschwindigkeit, die jedoch nur winzige Bruchtheile von Minuten ausmacht und daher nicht auffallend wirkt, wie ja auch der Lauf der Erde um die Sonne nicht an jeder Stelle der Erdbahn mit derselben Schnelligkeit erfolgt.

Wie wäre es, wenn nun der Mensch es einmal versuchen würde, nicht nur auf den Gang unseres Planeten, sondern auch auf dessen Stellung ändernd einzuwirken, indem er durch Massenverschiebungen auf der Erde ihre Umdrehung und die Stellung ihrer Achse beeinflussen würde? Es ist ein kühner Traum, daß es vielleicht einmal gelingen könnte, den Menschen ewigen Frühling zu schaffen, nicht durch künstliche Beeinflussung des Klimas, sondern durch die Veränderung der Stellung der Erdachse, die, weniger geneigt, den Wechsel der Jahreszeiten verkürzen würde, die Polarnacht ganz vermindern könnte und damit die Macht des Winters immer mehr zu mildern, sie endlich allmählich zum Schwinden zu bringen vermöchte. Wohl wirkt der Wechsel der Jahreszeiten anregend auf den Menschen, er reißt ihn aus der Eintönigkeit los, schafft ihm Freude an der Mannigfaltigkeit des Aussehens der Natur und kräftigt und stärkt ihn geistig dort, wo der Winter mit harter Hand herrscht, bis wieder milde Lüfte siegreich sind. Nur dort ist der Mensch am leistungsfähigsten, wo er dem Winter trotzen und das Frühjahr erwarten muß, und er erschlafft, wenn die Sonne ewig gleichmäßig und immer wärmend die Vegetation in steter Entwicklung hält. Der Tropenmensch hat noch nie geschichtlich denkwürdige Kulturleistungen vollbracht, die immer nur von den Bewohnern gemäßigter Erdstriche ausgingen, die, vom Frühling bezaubert, nach frostigen Wintertagen zu neuem Hoffen und zu neuen Thaten angeregt werden. Aber dennoch sehnt sich der Mensch nach Wärme, nach vielem Sonnenschein, blühenden Sträuchern und frisch ergrünten Bäumen und einem milden Klima, das den Zug der Sonne ausdrückt, die ihn erhält, ihn belebt, deren Fehlen er dauernd nicht ertragen kann, ohne Schaden an seiner Gesundheit zu erleiden.

Die Wärme und den ewigen Frühling könnten wir haben, wenn die Neigung der Erdachse eine andere wäre, als sie es ist, wenn es gelänge, sie so aufzurichten, daß sie an den Polen auch in allen Jahreszeiten Sonnenschein erhielte. Dann müßte unser Klima wärmer werden, die Eismassen an den Polen allmählich verschwinden und wir dürften uns der wärmenden Kraft der Tagesleuchte dauernd erfreuen — ob zum kulturellen Vortheil der Menschheit ist eine andere Frage. Diese Massenverschiebungen könnten vielleicht die Menschen in steter Arbeit verrichten, indem sie einen Schacht durch die Erde graben und die herausgebrachten Massen an bestimmten Stellen unserer Erde ablagern würden, damit eine langsame, stete Verschiebung des Drehungspunktes erfolgt und damit die Aufrichtung des Kreisels gelänge, als den wir uns die rotirende Erde denken müssen.

Erst vor kurzer Zeit schrieb der französische Astronom Flammarion in fesselnder Weise darüber, daß ein gigantischer Schacht durch die Erde getrieben werden solle, um ihre Eingeweide zu untersuchen. Bisher gaben die Tiefbohrungen zu wenig Aufschluß über die Zusammensetzung des Planeten, auf dem wir leben, und selbst das 10,500 Fuß tiefe, enge Bohrloch, das in Preußisch-Schlesien geschaffen wurde, ist zu wenig tief, um einen Einblick in die innere Konstitution der Erde zu gestalten, über die wir so gut wie gar nichts wissen, obwohl es eine Reihe wissenschaftlicher Vermuthungen gibt, die den Zustand des Erdinnern erklären wollen. Es wird auch begreiflich erscheinen, daß wir da vor einem Räthsel stehen, weil doch die Erde einen Durchmesser von mehr als 8000 Meilen hat. Um nur bis zum Mittelpunkt der Erde vorzudringen, wie es Verne in seiner Phantasie that, müßte die Bohrung 2188 mal tiefer gelangen, als es der Tiefbohrer bis heute vermochte. 2 Meilen tief senkte der Mensch die Bohrer erst an einer Stelle unter bedeutenden Schwierigkeiten und etwa 4000 Meilen sollte er kommen, um den Mittelpunkt der Erde zu erreichen. Erst diese Feststellung zeigt, wie ohnmächtig er ist, wie er heute mit schwachen Hilfsmitteln arbeitet, und man darf annehmen, daß er auch nie die Schwierigkeiten zu überwinden vermag, die ihm die tückisch im Erdinnern lauernden Naturkräfte bereiten würden, wenn er es wagen sollte, den Riesenschacht durch die Erde zu treiben, von dem Flammarion träumt.

Er macht sich die Sache verhältnißmäßig leicht, denkt daran, daß die Kosten sehr gering wären, weil die stehenden Heere aller Staaten, deren Erhaltung jährlich Millionen verschlingt, für diese Arbeit kommandirt werden müßten. Der Anfang solle mit einem Schacht gemacht werden, dessen Durchmesser mindestens 1000 Fuß beträgt, damit man selbst bei einer zunehmenden Verengerung der Röhre doch tief genug gelangen könne, um die Frage zu lösen: ob die Erde feste oder flüssige Massen in der Tiefe birgt. Flammarion und andere Gelehrte sind der Ueberzeugung, daß das Erdinnere eine ungeheure Festigkeit habe, weil die Massen durch ihren eigenen Druck verdichtet werden. Wäre das Erdinnere flüssig, dann müßte die Erdkruste unter dem Einfluß der Anziehungskraft des Mondes und anderer Gestirne weit größe Bewegungen ausführen, als es der Fall ist.

Selbst unter der Voraussetzung, daß die Temperatur nach dem Innern mit je 108 Fuß Tiefe um durchschnittlich ein Grad zunimmt, daß daher alle festen Bestandtheile längst geschmolzen wären, darf man annehmen, daß der zunehmende Druck, der auch den Schmelzpunkt der Massen erhöht, es nicht zuläßt, daß sie in größeren Tiefen flüssig werden. Und mit der Riesenhitze von 200,000 Grad, die im Mittelpunkt der Erde theoretisch herrschen sollte, die um vieles höher wäre als die höchsten Temperaturen, die man für den leuchtenden Sonnenball berechnete, scheint Flammarions Phantasie nicht gerechnet zu haben. Diese Gluth müßte längst alle Hilfsmittel vernichten, die der Mensch zu seiner Gigantenarbeit benützen wollte, sie könnte selbst in geringen Tiefen die Annäherung des Menschen verhindern und in nichts würde all das zerstäuben, das für eine Bohrung verwendet würde, die etwa nur 6 Meilen tief gehen sollte. Selbst in einer so verhältnißmäßig geringen Tiefe müßte das Thermometer schon eine Hitze von 300 Grad anzeigen, die hinreichen würde, um Blei fast zu schmelzen. Wollte man so tief gehen, bis auch Stahl flüssig wird, dann könnte man über 40 Meilen tief bohren, und selbst wenn man das bei 2200 Grad schmelzende Iridium als letzten Ansatz für einen Riesenbohrer verwenden wollte, gelänge es nur, bis 45 Meilen in die Tiefe vorzudringen, falls es einmal möglich wäre, Bohrinstrumente zu schaffen, die noch in einer solchen Tiefe brauchbar zu erhalten wären, wo der Mechanismus längst nicht mehr funktionirt und das schwer schmelzbare Metall weich geworden wäre. Und was hätte man von den 45 Meilen, denen noch 4000 Meilen gegenüberstehen, die bis zum Mittelpunkt der Erde zu durchfahren wären?

Man kann wohl wieder eine bedeutende Masse unseres Planeten erforschen, wenn man bis in diese Tiefe gelangen könnte, vielleicht so viel, daß ein weit sicherer Schluß auf die Zustände im Erdinnern möglich wäre als heute; aber bis auf 60 Meilen Tiefe einen Schacht zu treiben ist ebenso ein Traumgebilde, wie es die kühne Phantasie ist, die den Riesenschacht erdachte, der die Erde durchbohren und zu den Antipoden führen soll. Könnte er einmal fertig werden, dann würde ein hineingefallener Körper, falls dieser nicht längst geschmolzen oder verbrannt wäre, darin ewig pendelnd hin und her eilen und den Mittelpunkt der Erde mit einer Geschwindigkeit von 60 Meilen in der Sekunde passiren, also in einem Tempo, das die Anfangsgeschwindigkeit des größten Schnellfeuergeschützes von Krupp um das Achtfache übertrifft. Es wurde berechnet, daß ein Reisender bis zum Mittelpunkt der Erde nur 21 Minuten brauchen würde, weil die Schnelligkeit mit der Tiefe des Falles zunimmt.

Flammarions kühner Gedanke wird ebenso wie Jules Vernes Phantasiegebilde ein schöner Traum bleiben, wie alle ähnlichen Ideen, die seit Plutarch geboren wurden. Selbst die bedeutendsten technischen Fortschritte, die man sich denken kann, werden es nie vermögen, daß der Mensch im Inneren der Erde verborgenen Naturgewalten zu triumphiren und sie gänzlich zu überwinden vermag.

Gustav Walter.

---

### Auf falscher Fährte.

Junger Mann: „Dürfte ich wohl wagen, Sie um etwas zu bitten, mein Fräulein?"

Fräulein (erwartungsvoll): „Nun?"

Junger Mann: „Ich wünsche, daß Sie mich nicht immer Herr Lehmann nennen!"

Fräulein (verschämt): „Aber das geht doch nicht, unsere Bekanntschaft ist ja noch so jung . . ."

Junger Mann: „Das schon, aber ich heiße wirklich nicht Lehmann, sondern Schmidt!"

---

### Dilemma.

Dichterling (zum Redakteur eines kleinen Blättchens): „Und wenn Sie meine Gedichte nicht abdrucken wollen, so kündige ich Ihnen das Abonnement!"

Redakteur: „Thut mir wirklich leid, aber wenn ich Ihre Gedichte abdrucke, so kündigen mir die andern Abonnenten!"

---

### Kaltblütig.

Sie: „Wie, Du giebst mir kein Geld? Und ich sag Dir zum letzten Mal, ich muß mit der Mode gehen!"

Er (ruhig vom Schreibtisch aufblickend): „So geh' doch — ich halt' Dich nicht!"

---

### Gute Nerven.

„Na, Hieselbauer — hat Euch denn die furchtbare Zahnoperation gar nicht angestrengt?"

„Mi net — aber den Bader haben's zu Bett bringen müssen."

---

„Sie haben also das Buch: Wie werde ich energisch? gelesen, Herr Aengstlich? Hoffentlich mit Erfolg?" — „Freilich — aber meine Frau hat es auch gelesen!"